

STORMIE OMARTIAN

Seine KRAFT hat mich stark gemacht

Die Geschichte meines Lebens

Aus dem amerikanischen Englisch
von Susanne Naumann und
Sieglinde Denzel

SCM

SCM

Stiftung Christliche Medien

Der SCM Verlag ist eine Gesellschaft der Stiftung Christliche Medien,
einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung
christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

© der gekürzten deutschen Ausgabe 2017

SCM-Verlag GmbH & Co. KG · Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen

Internet: www.scm-verlag.de; E-Mail: info@scm-verlag.de

Originally published in English under the title: *Out of Darkness*

Copyright © 2015 by Stormie Omartian

Published by Harvest House Publishers

Eugene, Oregon 97402

www.harvesthousepublishers.com

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM-Verlag GmbH &
Co. KG, Witten.

Weiter wurden verwendet:

Bibeltext der Schlachter Bibelübersetzung. Copyright © 2000 Genfer Bibelgesellschaft.

Wiedergegeben mit der freundlichen Genehmigung. Alle Rechte vorbehalten.

Übersetzung: Susanne Naumann (SuNSiDe)

Umschlaggestaltung: Kathrin Spiegelberg, Weil im Schönbuch

Titelbild: Michael Gomez, Nashville, Tennessee

Satz: Satz & Medien Wieser, Stolberg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-5767-4

Bestell-Nr. 395.767

Inhalt

Dank	7
Vorwort	8
Flucht	12
Abstieg	29
Ein Leben in Finsternis	38
Endgültige Hoffnungslosigkeit	53
Verpasste Chancen	67
Tödliche Entscheidungen	80
Wahrheit ohne Freiheit	95
Das wahre Licht	102
Nicht schuldig	110
Begegnung mit dem Erlöser	117
Die Schlüssel zum Gottesreich	134
Der Schritt aus der Dunkelheit	141
Vom Opfer zur Täterin	146
Ein unvorstellbares Wunder	157
Verborgene Unversöhnlichkeit	169
Friede über alles Verstehen	177
Verfolgt	197
Aufbruch ins Gelobte Land	203
Das große Beben	212
Die Umkehr	217
Zwischen Leben und Tod	225
In Gesundheit und Krankheit	236
Ein sicherer Ort	243

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,
in den ersten dreißig Jahren meines Lebens war ich überzeugt, dass kein Mensch auf der ganzen Welt mehr Narben auf der Seele haben konnte als ich. Inzwischen weiß ich, dass das nicht stimmt. Kaum hatte ich angefangen, Bücher zu schreiben und mit meiner Geschichte an die Öffentlichkeit zu gehen, kamen die Menschen auf mich zu und offenbarten mir ihre eigenen, der meinen so ähnlichen Geschichten aus den verborgensten Winkeln ihrer Seele. Viele dieser Geschichten waren unfassbar grausam. Meine Annahme, ich sei der einzige Mensch mit solchen Verletzungen, war grundfalsch gewesen.

Früher wurde über derlei Dinge nicht gesprochen. Sie wurden verschwiegen, weil man fürchtete, bei den anderen keinen Glauben zu finden oder sogar die Schuld oder doch eine Teilschuld an dem Widerfahrenen zugesprochen zu bekommen. Im Hinblick auf seelisches Leid befanden wir uns damals noch im finstersten Mittelalter. Zwar leben wir, was das betrifft, auch heute noch nicht im Zeitalter der Aufklärung, aber es ist doch schon einiges sehr viel besser geworden.

Zu seelischen Verwundungen kommt es nicht nur in der Kindheit. Ein Mensch kann eine wunderbare Kindheit haben und dennoch später im Leben durch die Grausamkeit anderer, durch eigene Fehler oder schlicht und einfach durch schicksalhafte Ereignisse Narben davontragen. Doch was auch immer der Grund für diese Narben ist: Diese Menschen müssen aus der tiefen Dunkelheit, in der sie leben, herausgeholt werden.

In diesem Buch erzähle ich davon, wie ich darum gekämpft habe, meine Vergangenheit zu überwinden. Ich wollte frei sein von der seelischen Verletzung, die ich wegen der Misshandlungen, die ich in meiner Kindheit erlitten hatte, mit mir trug. Und ich wollte niemals ein Mensch sein, der selbst Kinder misshandelt. Jeder Mensch trägt Verletzungen mit sich. Ganz gleich, welcher Schmerz, welche Enttäuschung, welche Lebensumstände Sie ins Dunkel gestürzt haben: Es gibt einen Weg, der Sie wieder ins Licht führt und heil macht.

Dabei geht es nicht darum, anderen die Schuld an dem zu geben, was in unserer Vergangenheit passiert ist. Zum Heilungsprozess gehört es auch, die Verletzungen loszulassen und selbst die Verantwortung für unser Leben zu übernehmen. Wir müssen weitergehen. Mein Ziel ist es, Ihnen die Quelle meiner Heilung zu zeigen.

Da es sich um eine wahre Geschichte handelt, habe ich manche Namen geändert. (Diese wurden mit * gekennzeichnet.)

Ich habe bereits 1986 in *Stormie* über die ersten fünfunddreißig Jahre meines Leben berichtet. Damals begann ich das Buch mit dem Wendepunkt in meinem Leben. Meine neue Biografie setzt dagegen mit der tiefen Finsternis ein, in der ich lebte und die dazu führte, dass ich meinen Zustand erkannte und Hilfe fand. Das meiste von dem, was in den siebenunddreißig Jahren danach geschah, habe ich noch öffentlich erzählt. Nun ist es an der Zeit, die ganze Geschichte zu erzählen. Ich möchte damit zeigen, dass man den Weg aus der Dunkelheit heraus finden kann, wenn man sie erst einmal erkannt hat.

Wir alle haben uns schon einmal in einer solchen dunklen Lebensphase befunden. Es gibt so unvorstellbar viele Menschen, die ähnliches oder schlimmeres emotionales Leid als ich erfahren haben. Ich erzähle meine Geschichte, damit auch Sie aus der Dunkelheit den Weg der Heilung finden, die Sie erwartet. Ich hatte diese Heilung damals verzweifelt nötig und ich habe sie gefunden. Und ich erlebte eine Verwandlung, die ich mir nie hätte träumen

lassen. Wenn mir das gelungen ist, gelingt es auch jedem anderen, der es wirklich versucht.

Ich bete dafür, dass dieses Buch meinen Leserinnen und Lesern Heilung, Befreiung, Erneuerung und Verwandlung bringt und ihnen zeigt, dass Gott ihrem Leben einen Sinn gegeben hat. Ich wünsche ihnen allen auf diesem Weg Gottes Segen.

In Liebe

Stormie Omartian

Flucht

Rasch lief ich an dem Wachmann vor dem Eingang des riesigen CBS-Gebäudes vorbei. Er kannte mich seit Jahren und winkte mich schon lange einfach durch. Dann fuhr ich mit dem Aufzug nach oben und ging den langen Flur hinunter auf die riesige Tonbühne, wo *The Glen Campbell Goodtime Hour* aufgezeichnet wurde, und prallte beinahe mit dem Regisseur zusammen.

»Tut mir leid, dass ich mich verspätet habe, Jack«, entschuldigte ich mich, wie schon so oft.

»Du arbeitest zu viel, Stormie«, ermahnte der Regisseur mich streng, aber trotzdem lebenswürdig. Er wusste, dass ich an den drei Tagen in der Woche, in denen ich nicht bei der *Glen Campbell Goodtime Hour* auftrat, bei einer anderen lokalen Fernsehproduktion mitarbeitete, was bedeutete, dass ich so gut wie keine Freizeit hatte. Er sah mich an, als zweifle er an meinem Verstand. Sein Verhalten mir gegenüber war stets von einer väterlichen Güte geprägt, die ich sehr zu schätzen wusste.

Ich mochte nicht zugeben, dass ich zu unsicher war, um irgendetwas Arbeit abzulehnen, und nahm Zuflucht zu einem Scherz: »Sie lassen mir keine Ruhe, Jack. Blonde Dummchen sind dieses Jahr sehr angesagt, weißt du?«

Er umarmte mich kurz und sagte dann: »Geh schnell in die Maske. Cher ist krank und kann den Sketch mit Glen nicht machen. Du musst für sie einspringen.«

»Was!«, rief ich überrascht. Mit einem Schlag hatte ich fürchterliches Lampenfieber.

»Du bist so groß wie sie, ihr Kostüm wird dir passen«, meinte

er zuversichtlich. »Außerdem lernst du schnell, du wirst also keine Probleme mit dem Text haben. Und nicht zuletzt hast du ihnen schon oft bei den Proben zugesehen und kennst die Einsätze.«

Jacks Vertrauen in mich überraschte mich immer wieder. Trotzdem fragte ich: »Und was ist mit meinem eigenen Sketch mit Glen?«

»Du schaffst beides. Chers Garderobiere hilft dir beim Umziehen. Ich schicke jemand rüber, der den Text mit dir durchgeht, sobald du in der Maske fertig bist.«

Eigentlich war ich ursprünglich als eine der vier Sängerinnen und Tänzerinnen in Glens Show angeheuert worden, doch inzwischen spielte ich auch in Sketchen mit.

Ich lief in die Maske und ließ mich in den Stuhl des Visagisten fallen. »Ich brauche ein Wunder, Ben. Ich soll heute den Star spielen, und dafür musst du mich schön machen«, erklärte ich lachend.

Ben Nye und sein Vater waren ausgezeichnete Maskenbildner, beide hatten einen hervorragenden Ruf in der Branche. Ich brauchte mir also keine Sorgen zu machen. Müde schloss ich die Augen und versuchte, ruhig zu atmen und mich zusammenzureißen. Es war erst acht Uhr morgens und ich war bereits völlig erschöpft. Ich machte zwei Fernsehshows in der Woche und jede freie Stunde dazwischen war mit Aufzeichnungen und Werbesendungen ausgefüllt. Ich war geradezu besessen von meiner Arbeit, denn sie half mir, die negativen Empfindungen im Zaum zu halten, die mich ständig umtrieben und mein Leben bedrohten: das tiefe Gefühl der Unzulänglichkeit, die Furcht, irgendwann hungrig und obdachlos auf der Straße zu sitzen, die Depressionen und die Angst.

Ich kämpfte praktisch jeden Tag mit Depressionen. Die meiste Zeit meines Lebens, spätestens seit meinem dreizehnten Lebensjahr, erwachte ich morgens mit dem Gedanken: *Soll ich mich heute umbringen oder schaffe ich noch einen Tag?* Auch heute Mor-

gen um fünf war es so gewesen. Als mein Wecker klingelte, blieb ich im Bett. Ich konnte mich nicht rühren und versuchte, zu einem Entschluss zu kommen. *Du hast eine Aufgabe*, sagte ich mir. *Du wirst einen großartigen Sketch mit Glen Campbell machen. Die Proben sind gut gelaufen.*

Schließlich entschied ich mich. *Nein, heute kann ich mich nicht umbringen. Wenn ich mich bewähre, entdeckt vielleicht jemand mein Talent. Dann werden mich alle mögen und es wird mir richtig gut gehen.* Heute Morgen hatte ich nur ein paar Minuten gebraucht, bis ich aufstehen konnte, doch manchmal dauerte es Stunden. Leider hielt ich mich immer nur für so gut, wie mein letzter Auftritt gewesen war. Wenn ein Auftrag beendet war, war es auch mit dem guten Gefühl für mich selbst und mein Leben zu Ende.

»Du siehst großartig aus!«, sagte Ben, während er zum Abschluss noch meine falschen Wimpern tuschte.

»Und du bist ein Genie, Ben.« Ich lächelte ihm dankbar zu und ging in Chers Garderobe. Es war die Nobelgarderobe mit dem großen Stern. Die Crew hatte Chers Namen abgenommen und einen Zettel mit meinem Namen an die Tür geklebt. Ich musste lachen, aber ich wusste ihre Unterstützung zu schätzen. Ich bewunderte Cher, die damals Anfang zwanzig war. Für mich war sie eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen hatte. Es tat mir leid, dass sie krank war, aber gleichzeitig war ich begeistert, für sie einspringen zu dürfen.

»Hi, Maggie«, begrüßte ich die Garderobiere.

»Stormie, wir sind spät dran.« Ihre Sorge galt nicht nur mir. Jacks Zeitplan war äußerst knapp und die Garderobiere war dafür verantwortlich, dass der Star fertig angezogen zum richtigen Zeitpunkt auf dem richtigen Platz auf der Bühne stand. Eine Assistentin brachte mir meinen Text. Maggie half mir beim Ankleiden, während ich ihn rasch durchlas.

»Die Besetzung für die erste Szene sofort auf die Bühne«, verkündete der Regieassistent über Lautsprecher genau in dem

Moment, in dem Maggie den Reißverschluss meines Kostüms schloss. »Passt perfekt«, sagte sie strahlend.

Ich lief an meinen Platz vor der Kamera, der durch ein Stückchen blaues Klebeband auf dem Boden gekennzeichnet war.

Glen Campbell kam herein und umarmte mich fest. »Wie geht es dir heute Morgen?«, fragte er lächelnd.

»Großartig!«, log ich. »Sehe ich aus wie Cher?« Ich fuhr mir nervös mit den Händen durch mein langes blondes Haar und blinzelte mit meinen blauen Augen. Im Vergleich zu der dunkeläugigen, schwarzhaarigen Schönheit fühlte ich mich wieder einmal schrecklich unzulänglich.

»Du siehst fantastisch aus!«, meinte Glen in seiner üblichen liebenswürdigen, ermutigenden Art. Er war ein wunderbarer Chef. Ich bewunderte nicht nur sein Talent, sondern auch ihn als Mensch.

»Kameras bereit? Fünf, vier, drei, zwei, eins ... Action!«

Ich kannte die Einsätze noch genau und mithilfe von Stichwörtern kam ich fehlerfrei durch meinen Text.

»Großartig!«, erklang Jacks Stimme über den Lautsprecher. »Noch einmal und wir haben es. Gute Arbeit, Stormie. Ich wusste, dass du es schaffst!« Ich freute mich über sein Lob und fragte mich gleichzeitig, warum ich selbst nie stolz auf meine Leistung sein konnte.

Als ich später auf dem Rückweg in die Garderobe war, sagte eine der anderen Sängerinnen zu mir: »Das Kostüm steht dir blendend, Stormie. Schade, dass du nicht auch Chers Stimme hast.«

»Ja, und ihr Geld«, antwortete ich lachend, damit sie nicht merkte, wie verletzt ich war.

Es mochte eine völlig unschuldige Bemerkung gewesen sein, doch sie rief mir ein weit zurückliegendes Ereignis ins Gedächtnis. Eine unerklärliche Angst schnürte mir die Brust zusammen und tief in meinem Bauch stieg ein krampfartiger Schmerz auf, bis hoch in meine Kehle, sodass ich nicht mehr sprechen konnte.

Ich bekam kaum noch Luft und hatte das Gefühl, ersticken zu müssen. Jetzt musste ich so schnell wie möglich irgendwohin, wo ich allein war, in einer Toilette, einer Garderobe oder einem leeren Probensaal.

»Ich bin gleich wieder da, Maggie«, würgte ich noch heraus, dann rannte ich an ihr vorbei in die Toilette für die Schauspielerinnen.

Drinnen schloss ich die Kabinentür ab und ließ mich gegen die Wand fallen. Dabei kämpfte ich gegen ein krampfhaftes Schluchzen an, das mich zu überwältigen drohte. Die Bauchschmerzen wurden so schlimm, dass ich nur noch sterben wollte. Als ich mich endlich so weit gefasst hatte, dass ich wieder hinausgehen konnte, tat ich, als sei nichts geschehen. Die Fassade zu wahren, war mir immer das Allerwichtigste.

»Alles in Ordnung, Süße?«

»Klar, Maggie. Mir war nur kurz ein bisschen übel«, antwortete ich und ging mit einem Lachen über das Ganze hinweg.

Ich atmete auf, obwohl ich innerlich noch immer zitterte. Doch es war mir wieder einmal gelungen, meine Panikattacken vor den anderen zu verbergen. Diese Anfälle waren der Grund, weshalb ich niemand nah an mich heranließ. Wie sollte ich mein Verhalten einem anderen erklären, wenn ich es selbst nicht verstand? Meiner Ansicht nach rührten die Panikattacken daher, dass ich irgendwie seltsam war – eine Außenseiterin eben. Wenn ich engere Freundschaften zugelassen hätte, hätte eines Tages jemand Zeuge eines solchen Anfalls werden können –, und eine Zurückweisung hätte ich nicht ertragen. Außerdem waren in meinen Augen alle anderen perfekt und ich konnte im Vergleich mit ihnen nur verlieren. Je besser ich einen Menschen kennenlernte, desto stärker musste ich mich mit ihm vergleichen und desto deutlicher wurden mir meine vielen Mängel. Deshalb hielt ich es für besser, die anderen auf Abstand zu halten.

Nach einer weiteren Kostümprobe nahmen wir gegen fünfzehn

Uhr eine Livesendung mit Studiopublikum auf. Alles ging glatt und ich war sehr erleichtert.

»Gute Arbeit, Stormie«, rief mir ein strahlender Jack auf dem Weg nach draußen zu. »Wir sehen uns dann in ein paar Wochen.«

»In ein paar Wochen?«, fragte ich. Doch bevor er antworten konnte, fuhr ich fort: »Ach so, ja. Die zweiwöchige Pause, weil Glen nicht da ist. Klar. Bis dann.«

All mein Mut verließ mich. Bei der anderen Fernsehsendung, in der ich auftrat, war gerade eine dreizehnwöchige Staffel zu Ende gegangen. Das bedeutete, dass ich die nächsten vierzehn Tage gar keine Arbeit hatte. Schon der Gedanke ängstigte mich zu Tode. Wenn ich nicht arbeitete, kam ich überhaupt nicht mehr aus meinen Depressionen heraus. Ich hatte festgestellt, dass mir Drogen halfen, und in den späten Sechzigerjahren waren sie auch leicht erhältlich – im Grunde genommen war es schwieriger, sie zu meiden, als sie zu konsumieren. Auch psychedelische Drogen waren weit verbreitet, doch wer sie nahm, rastete regelmäßig aus und nicht wenige landeten sogar in der Psychiatrie. Daher wollte ich kein LSD nehmen, die Gefahr, dass ich in eine solche Klinik eingewiesen wurde, war auch so schon groß genug. Kokain kam für mich ebenfalls nicht infrage. Ich hatte immer noch meine Grundsätze. Mir reichte schlichtes Marihuana.

Ich hatte herausgefunden, dass ich mit dem Leben zurechtkam, solange ich entweder arbeitete oder high war. Dabei achtete ich sorgfältig darauf, beides nicht zu vermischen. Ich war viel zu sehr Profi, um etwas so Dummes zu tun, wie während der Arbeit zu trinken oder Joints zu rauchen. Meine Arbeit bedeutete mir viel zu viel; ich hätte sie nie wegen so etwas aufs Spiel gesetzt.

In jener Nacht nahm ich ein paar Schlaftabletten und ging ins Bett, voller Angst vor dem nächsten Tag. Wie erwartet, wachte ich am späten Vormittag auf und dachte: *Du taugst nichts. Warum bringst du dich nicht um?*

Gestern warst du ganz in Ordnung, aber das war gestern, noch einmal wirst du bestimmt nicht eine solche Leistung bringen.

Du wirst überhaupt nie mehr irgendetwas zustande bringen.

Wen willst du hinters Licht führen? Alle wissen doch, dass du zu nichts taugst.

Du bist ein Nichts, ein Niemand.

Langsam, unausweichlich senkte sich die Depression über mich wie eine dicke, schwere Decke. Als ich mich nicht mehr gegen sie wehren konnte, wusste ich, dass ich im Begriff war, in eines meiner »schwarzen Löcher« zu fallen.

Die beiden nächsten Wochen funktionierte ich kaum noch. Ich lag im Bett, konnte weder lesen noch fernsehen und stand nur für die allernötigsten Verrichtungen kurz auf. Das Einzige, was mich aus diesem Loch hätte herausholen können, wäre ein Anruf mit einem Jobangebot gewesen. Doch es rief niemand an.

Als die Arbeit für *The Glen Campbell Goodtime Hour* wieder aufgenommen wurde, kehrte ich mit den üblichen gemischten Gefühlen zu CBS zurück. Ich konnte es kaum erwarten, wieder zu arbeiten, litt jedoch unter der ständigen Angst, dass irgendjemand meine Unfähigkeit und meine Ängste bemerken könnte. Am Tor winkte ich dem Wachmann zu. »Hattest du einen schönen Urlaub, Stormie?«, rief er.

»Großartig!«, antwortete ich. »Nur viel zu kurz!«

»Schon klar«, sagte er und lachte. Ich lachte mit. Wieder einmal war es mir gelungen, mein wahres Ich zu verstecken.



Ein paar Wochen später war ich bei meinem Freund Rick* und backte ein Blech Brownies – mit einer beträchtlichen Menge Marihuana, die er dem Teig beigemischt hatte. Rick aß ein paar, den Rest verzehrte ich. Schokolade war eine meiner großen Schwächen, und wenn ich erst einmal angefangen hatte, konnte ich nicht aufhören, bis alles weg war.

Wenn man Marihuana isst, wird man langsamer high, als wenn man es raucht, doch dafür hält die Wirkung umso länger an. Ich hatte nicht darauf geachtet, wie viel ich gegessen hatte. Zuerst wurde mir schwindelig, ich machte alberne Bemerkungen und kicherte, dann war ich plötzlich wie betäubt. Mir wurde klar, dass ich viel zu viel Marihuana zu mir genommen hatte. Eine erdrückende Schwere breitete sich in meinem Körper aus, ich glaubte, sterben zu müssen.

»Ich muss mich hinlegen«, sagte ich atemlos zu Rick, stolperte zum Sofa und ließ mich, mit dem Gesicht nach unten, darauf fallen. Dann klammerte ich mich an ein Kissen. Das Zimmer begann sich so rasend schnell um mich herum zu drehen, dass ich glaubte, mich aufzulösen. Schon bald konnte ich mich nicht mehr bewegen, ich war wie gelähmt. Mein Körper fühlte sich an wie tot, doch mein Geist war höchst lebendig, gefangen, unfähig zu fliehen.

Wo ist Rick? Warum hilft er mir nicht? Ich rief seinen Namen oder glaubte zumindest, ihn zu rufen. Doch er antwortete nicht.

Etwa sechs Stunden später gelang es mir schließlich, den Kopf zu heben. Rick lag im Schlafzimmer und schlief. Es dauerte zwei Stunden, bis ich mich in die Küche gequält hatte. Ich wusch mir mit kaltem Wasser das Gesicht und holte mir etwas zu trinken.

Wie dumm ich war! Wieder einmal hatte ich mich mit Drogen beinahe selbst umgebracht. Ich musste mein Leben in Ordnung bringen oder ich würde mich selbst zerstören – aber mir fehlte die Kraft dazu. Irgendetwas in mir trieb mich, immer wieder schlechte Entscheidungen zu treffen – Entscheidungen, die in den Tod führen. Jeden Tag dachte ich an Selbstmord, dabei wollte ich gar nicht wirklich sterben. Aber ich sah einfach keinen anderen Weg, dem unerträglichen Schmerz zu entkommen.

